

Uta Störmer-Caysa, *Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen. Raum und Zeit im höfischen Roman*. de Gruyter, Berlin – New York 2007. VII/287 S., € 29,95.

Das lesenswerte Buch zum „Chronotopos“ des höfischen Romans gliedert sich in zwei große Abschnitte (A. Allgemeine Semantik von Raum und Zeit; B. Spezielle Raumkonstellationen im mittelalterlichen Roman). Der erste wird durch einen Abschnitt zum „Mittelalterliche[n] Horizont theoretischen Nachdenkens über Zeit und Raum“ eingeleitet; es folgen „Raum und Bewegung im Roman“ sowie „Allgemeines zur Zeit im mittelalterlichen Roman“. Der zweite Teil nimmt einige spektakuläre Erzählkerne ins Visier („Rechtzeitige Rettung“, „Besondere mittelalterliche Zufallskonstellationen“, „Die Raum-Zeit des Wunders“). Es folgt ein knappes Resümee „Raum und Zeit in Roman und Theorie: Grundzüge“.

Im Zentrum stehen also fiktionale Texte, doch will Störmer-Caysa deren Abhängigkeit von theoretischen Diskursen der Zeit nachweisen. Ausgangs-

punkt ist die folgende Überlegung: „Wie die fiktionalen Welten der Erzähler aufgebaut sind, hat in einem kompliziert vermittelten, aber durch die einheitliche historische Lebenswelt verbürgten Sinne damit zu tun, was zeitgenössische Denker interessiert“ (S. 2). Mit der „einheitliche[n] historische[n] Lebenswelt“ ist es freilich so eine Sache. Was intuitiv plausibel scheint, verliert bei näherem Nachdenken einiges an Überzeugungskraft, und zwar ganz gleich, ob man mit den Ungleichzeitigkeiten wissenschaftlicher und anderer Weltbilder in der Gegenwart, mit dem Weltmodell des Müllers Menochio in seinem Verhältnis zum kosmologischen Denken der Renaissance oder mit den heterogenen, teils oralen, teils litteralen Lebensordnungen des Mittelalters zu tun hat. Störmer-Caysa hat es aber auch gar nicht nötig, sich mit dieser Hypothek der alten Geistesgeschichte zu belasten. Nur dann muss sie auf sehr hohem Abstraktionsniveau Verbindungen zwischen theologisch-philosophischem Denken über Raum und Zeit und deren jeweiliger erzählerischen Gestaltung behaupten, was zu sehr ungefähren Analogien führt – verräterisch ist da das die Behauptung abschwächende Wörtchen „gleichsam“ (S. 2, 240). Gegenüber den vagen Entsprechungen verdient nämlich, was Störmer-Caysa an den höfischen Erzähltexten herausarbeitet, alle Beachtung.

So scheint mir der erste Abschnitt des ersten Teils, der die philosophischen Diskussionen knapp zusammenfasst, insgesamt entbehrlich; Begriffe wie *situs* oder *subiectum* ändern unter der Hand ihre Bedeutung, wenn sie auf den volkssprachigen Kontext übertragen werden, und Ähnlichkeiten sind nur um den Preis starker Metaphorisierung zu haben.

Ganz anders verhält es sich dann schon mit den allgemeinen Beobachtungen zu Raum und Zeit im höfischen Roman. Beide Konzepte sind eng miteinander verknüpft, insofern Raumdispositionen immer auch „Sedimente von Geschichte“ freilegen (S. 45) und Zeitabläufe auf konkurrierende ‚Zeitgeber‘-Instanzen im Raum der Erzählung bezogen werden. Der Raum ist durchweg symbolisch besetzt, das heißt es gibt ausgezeichnete ‚Merkmale‘ (S. 51) und axiologische Bestimmungen mittels der Raumdispositionen (links/rechts; oben/unten, S. 53–63). In dieser Hinsicht interessante Beobachtungen zu Differenzen zwischen Chrétien und Hartmann von Aue sowie zu *Parzival* und *Tristan* werfen die Frage auf, ob die jeweiligen Raumdispositionen in Spannung zur Deutungsperspektive des Oberflächentextes treten können.<sup>1</sup> Vor allem aber zeigt Störmer-Caysa, dass der Raum immer eine Funktion der Bewegung der Protagonisten ist. Er gewinnt nie eigene Konsistenz, ist nie objektiv messbar, sondern dehnt sich oder schrumpft je nach den Erfordernissen der Handlung.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Hier wie bei den Bemerkungen zu Licht und Dunkel wäre außerdem zu fragen, ob man mit binären Oppositionen auskommt oder nicht dem ‚Zwischen‘ größere Aufmerksamkeit zu widmen wäre (vgl. Jan-Dirk Müller, *Höfische Kompromisse. Acht Kapitel zur höfischen Epik*, Tübingen 2007, S. 272–316).

<sup>2</sup> Vgl. Bemerkungen wie „Iweins Bewegungen bringen in der betrachteten Szene Raumelemente hervor“ (S. 71). „Daniels Bewegung öffnet in den Aventiuren, die er allein besteht, jeweils ein neues Raumfenster, das nur für diese eine bestimmte Aventure da ist und sie kennzeichnet“ (S. 75) u. ä.

Auch was die Zeit betrifft, gibt es allenfalls aus der Perspektive des Erzählers „einen gemeinsamen Kalender“ (S. 87), die „gemeinsame Orientierung an einem und dem selben Zeitgeber“ (S. 90), während die die einzelnen Figuren betreffenden Zeitangaben oft nicht koordinierbar („Zeitgeberkonkurrenz“, S. 92 f.), widersprüchlich oder unwahrscheinlich sind, wenn man sie nachzurechnen sucht. Wenn Zeit gleichfalls vor allem symbolische Bedeutung hat, dann gilt das nicht nur für die bekannten Fristen wie einen nach drei Tagen anberaumten Kampf oder einen Gerichtstermin in vierzig Tagen, sondern auch für scheinbar unauffällige Zeitangaben, die einmal so, einmal so ausfallen.<sup>3</sup> Schließlich ist auch Kausalität nicht an empirisch nachvollziehbare Zeitabläufe gebunden, sondern überwiegend vom Ziel her gedacht, das heißt, der Demonstration von Gelingen oder Scheitern des Helden. Störmer-Caysa zeigt, wie die von der Forschung ins Zentrum der *Parzival*-Diskussion gestellte Schuldfrage eine Rückprojektion von den Diskussionen des neunten Buches aus ist (S. 98 f.), die dem Handeln des Helden eine Kausalität unterstellen, die in den Situationen selbst nicht zu erkennen war. Das könnte bedeuten, dass ‚Schuld‘ ein weit weniger zentrales Thema ist und möglicherweise nur einen Teil der Verknüpfungsregeln in Wolframs Roman erfasst.<sup>4</sup> Da es im höfischen Roman magische Bezirke, Totenreiche und (Pseudo-)Paradiese gibt, durchdringen sich zeitunterworfenen und zeitentobene Phänomene, wie Störmer-Caysa an der Gewitterquelle des *Iwein* und der Schlussaventure des *Erec* zeigt. Zeit kann offenbar stillgestellt, ihre Wirkungen können aufgehoben werden, aber das ist offensichtlich immer an eine Störung des gewöhnlichen Laufs der Welt gebunden, den wiederherzustellen der Held bestimmt ist.<sup>5</sup>

An drei Komplexen untersucht Störmer-Caysa den Umgang mit Raum und Zeit im mittelalterlichen Roman näher. Das erste ist die „Rechtzeitige Rettung“: Vor dem Hintergrund alltäglicher Zeiterfahrungen sind die Vor-

<sup>3</sup> So sind im *Wigalois* die unterschiedlichen Zeitangaben für den Weg ins bzw. aus dem Land der Florie eben Zeichen aventiurehaften Gelingens bzw. glücklosen Scheiterns; die Gewitterquelle im *Iwein*, für Kalogrenant und beim ersten Mal auch noch (wenn auch schon in geringerer Maße) für Iwein umständlich erreichbar, scheint beim zweiten und beim dritten Mal immer näher zu rücken und den Charakter der Anderweltlichkeit zum Teil einzubüßen (hierzu Beobachtungen von Andreas Hammer, *Tradierung und Transformation. Mythische Erzählelemente im ‚Tristan‘ Gottfrieds von Straßburg und im ‚Iwein‘ Hartmanns von Aue*. Stuttgart 2007, S. 248–252).

<sup>4</sup> Aus diesem Grunde würde ich die Analogie zur kirchlichen Bußpraxis sehr viel zurückhaltender formulieren (vgl. S. 102 f.). Ist der Mechanismus von Verfehlung und Wiedergutmachung mit der Struktur christlichen Sünden- und Bußdenkens wirklich vergleichbar? Was die Diskussion über den Doppelweg so selbstverständlich unterstellt und was eine moderne Gesinnungsethik dann im allgemeinen noch kräftiger instrumentiert, die so genannte ‚Verfehlung‘ des Helden, fände in kaum einem mittelalterlichen Bußkatalog Platz. Es ist schließlich nicht sexuelle Ausschweifung, die Erecs Ruf ruiniert (wenn sie auch die Voraussetzung dafür ist), sondern der Umstand, dass sein Hof verkommt und er so seine Ehre einbüßt.

<sup>5</sup> Nicht recht überzeugt hat mich die Deutung des *Apollonius* vom Schluss des Romans her: Ist dieser Schluss nicht in ähnlicher Weise angehängt wie die obligatorischen Karl-der-Große-Genealogien in anderen Texten? Die Behandlung der Zeit im *Apollonius* ist in der Tat sehr sorglos, in manchem auch inkongruent, doch scheint mir Heinrichs Text mit der These, er reflektiere mittelalterliche Zeitvorstellungen, ein wenig überfordert.

gänge, die der höfische Roman erzählt, extrem unwahrscheinlich. Das wird in Kauf genommen, um das eigentliche Ziel, Rettung in letzter Minute aus höchster Gefahr, besonders eindrücklich zu gestalten. Lunete kann, auch wenn sie schon auf dem Scheiterhaufen ist, nicht verbrennen, weil Iwein sie in einer übermenschlichen Anstrengung retten muss; der Arzt kann im *Armen Heinrich* das Mädchen nicht töten, weil Heinrich sich in letzter Sekunde auf die Hässlichkeit und Sündhaftigkeit seiner eigenen Kreatürlichkeit und die Schönheit und Reinheit des Opfers besinnen soll. Im *Daniel* wird dieses Prinzip der „Rechtzeitigkeit“ so insistierend wiederholt, dass es „ins Bewußtsein des Rezipienten gehoben“ wird (S. 143). Die in einem Fall einmal ausbleibende Rettung in der *Krone* fügt sich meines Erachtens diesem Schema durchaus ein, da es in diesem Fall eben nicht um ritterliche Tat und nicht um die Fortüne des Helden geht.

Das zweite Fallbeispiel: Die Geschehensfolge des höfischen Romans wird vom Zufall regiert, der sich aber vom Ende her stets als Fügung erweist.<sup>6</sup> Insofern ist „die Aventure [...] in sich nicht zufällig; mit ihr hat es eine erklärbare Bewandnis, ohne die es keine Bewährungs- oder Befreiungshandlung geben könnte. [...] Die Aventure stellt Ordnung her oder wieder her“ (S. 166). Der Held „kann und soll sich auf die Aufgaben des Zukünftigen nicht vorbereiten, er ist dadurch vorbildlich, daß er darauf nicht angewiesen ist“ (S. 170). Das bedeutet aber doch auch eine Entzeitlichung der Romanhandlung. Es gibt weder Erwartung noch Furcht, weder Lernen noch Kumulieren von Erfahrungen. Störmer-Caysa spricht davon, „daß das scheinbare gute Ende weniger ein Schluß ist als die Vermeidung eines Schlusses“ (S. 175), meines Erachtens aber nicht, weil „neue Verwicklungen jederzeit möglich sind“ (ebd.), sondern weil mit dem Erfolg des Helden ein nicht mehr veränderbarer Zustand erreicht ist.<sup>7</sup> Das scheint eine Konsequenz zu sein, wenn im Mittelalter „das Fatum gegen den göttlichen Willen ausgetauscht“ wird (S. 191).

Im Abschnitt „Die Raum-Zeit des Wunders“ arbeitet Störmer-Caysa heraus, dass ‚Wunderbares‘ im Mittelalter immer auch räumlich kodiert ist, das Unheimliche nicht hinter der alltäglichen Welt lauert, sondern in einer Parallelwelt angesiedelt werden muss. Dies ist in der Tat eine wesentliche Differenz zur modernen Fiktion: „Insoweit die Anderwelten bedrohlich sind, wird mit ihrer räumlichen Einhegung in der fiktionalen Welt die Gefahr begrenzt“ (S. 208). Das schließt ein Verkennen der Anderweltlichkeit nicht aus, auch nicht, dass nur temporär eine Szene sich als anderweltlich verstehen lässt (zu Enites Trauer um den toten Erec vgl. S. 219–223). Dieses Modell wird allerdings durch das „religiös konnotierte Gralreich“ (S. 212) entscheidend modifiziert: Hierhin gelangt man nicht durch Überschreitung

<sup>6</sup> Wieder scheinen mir die Überlegungen zur Deutung des Zufalls bei Thomas von Aquin wenig zum Verständnis der Romantexte beizutragen. Vor allem aber bleiben wissenschaftliche Überlegungen des Mittelalters zum Charakter der Zukunft außerhalb von dessen Horizont. Man könnte sich geradezu fragen, ob es für den glückhaften Helden überhaupt Zukunft im Sinne eines offenen Möglichkeitshorizonts gibt.

<sup>7</sup> Zur Entzeitlichung gehört auch, dass ein Teil der Aventure einen Namen trägt: Sie sind bekannt, bestehen offenbar über längere Zeit (sonst wird sich der Name nicht lohnen), man weiß, dass sie gefährlich sind, und man muss warten, bis der richtige Held kommt.

einer Grenze, sondern mittels „Gnadenwahl und psychischen Dispositionen“ (S. 228).

Nicht in jedem Detail wird man Störmer-Caysa folgen wollen, und die Raum-Zeit-Perspektive ist nicht immer gleichermaßen fruchtbar. Beim *Gregorius* scheint mir zum Beispiel das Koinzidenz-Problem eher randständig und das Geschick, das der Held erleidet, kaum aus seinem eigenen Verhalten ableitbar (S. 194f.). Beim *Tristan* kann die Zeitstruktur des Scheiterns im Liebestod kaum ohne die axiologische Besetzung der Geschichte verstanden werden; der ‚rechtzeitigen Rettung‘ entspricht hier die ‚rechtzeitige Katastrophe‘, die ebenso zwangsläufig und unaufhaltsam eintritt wie die Rettung und gegen alle Anstrengungen und sogar noch trotz des Versuchs, die zweite Isolde reinzuwaschen, erfolgt.<sup>8</sup> Aber das sind nur Beispiele dafür, wie sich über Störmer-Caysas Überlegungen zu streiten lohnt. Gerade indem sie zum Schein die erzählten Begebenheiten mit einem banalen Alltagsverständnis konfrontierte, hat sie wesentliche Züge einer Poetik des höfischen Romans herausgearbeitet.

Universität München  
Institut für Deutsche Philologie

*Jan-Dirk Müller*

Schellingstraße 3  
D-80799 München

jan-dirk.mueller@lrz.uni-muenchen.de

---

<sup>8</sup> Der *Tristan* scheint nämlich nur aus dem von Störmer-Caysa herausgearbeiteten Schema herauszufallen, denn hier geht es nicht um das Gelingen von Aventure, sondern um das notwendige Scheitern einer ehebrecherischen Liebe (in der mittelalterlichen Adelsordnung ein Skandalon ersten Ranges), das ebenso endgültig sein muß wie das Glück des Helden sonst.